



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Boschan, Richard: Die böhmische Frage

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die böhmische Frage

Don Dr. Richard Boschan



ieses ist im Werke, das Verhältnis Deutschlands und Österreich-Ungarns, die auf eine nicht abzusehende Zeit auf Gedeih und Verderb miteinander verbunden sind, nach dem Kriege inniger zu gestalten. Bei diesen Erörterungen wird scheinbar geistlich das Nationalitätenproblem umgangen. Daß die Neuordnung der inneren Verhältnisse der Doppelmonarchie sich notwendigerweise hauptsächlich auf die beiden führenden Nationalitäten, die Deutschen und die Ungarn, stützen muß, steht außer Frage; fraglich ist nur, wie weit Österreich im Rahmen der Gesamtstaatsidee auf alle Forderungen der slawischen Nationen eingehen wird. Bismarck hat gemeint, daß die deutsche Reichsverfassung den Weg anzeige, auf dem Österreich eine Versöhnung der politischen und materiellen Interessen erreichen könne, die zwischen der Ostgrenze des rumänischen Volksstammes und der Bucht von Cattaro vorhanden sind. Bei anderer Gelegenheit hat er den Rat gegeben, mit dem slawischen Rivalen auch im heftigsten Zorn und in der schwierigsten Lage immer mit dem Gefühl, mit dem innerlichen, tief innerlichen, nicht ausgesprochenen Gefühl zu verfahren, der überlegene zu sein und auf die Dauer zu bleiben. Jetzt ist die günstige Stunde, manche Fehler der Vergangenheit wieder gutzumachen. Es kann nach den Ereignissen des Krieges für keinen mehr fraglich sein, daß die Stärke Österreichs auf der Stärke seines Deutschtums beruht.

Noch vor dem Kriege hat ein Führer der Deutschböhmen gesagt, an dem Schicksal Böhmens hinge das Deutschtum Österreichs überhaupt. Erfüllt von nationaler Begeisterung nehmen die Tschechen unter allen slawischen Völkern die erste Stelle ein, freilich auf der Grundlage einer mehr westeuropäischen als slawischen Kultur. Schritt für Schritt haben sie mit großem Geschick ihre politischen Rechte zu erweitern verstanden und ihre ausschweifenden nationalen Forderungen haben oft so bedenkliche Formen angenommen, daß es dem Außenstehenden schwer fiel die Langmut zu verstehen, mit der die Regierung unter dem schadenfrohen Beifall des Auslandes dem Treiben der Volksverführer zusah. Die Tschechen wiesen den anderen Nationalitäten des Kaiserstaates die Wege. Was man den Tschechen zugestand, beanspruchten auch die weniger entwickelten Nationalitäten als ihr gutes Recht. Nur mit schwerer Sorge

konnte man verfolgen, wie diese durch die Wahnidee des Panflawismus geeigneten ungleichen Brüder die Einheit des Staates zu sprengen drohten.

In der richtigen Erkenntnis, daß die böhmische Frage eine gesamtdeutsche Frage ist, hat man bisher in Frankreich und Rußland die Vorgänge in Böhmen fast mit größerer Aufmerksamkeit verfolgt als bei uns. Die Erwartungen unserer Feinde sind betrogen worden — das „österreichische Wunder“ begab sich, einmütig erhob sich der Völkerschaftsstaat im Angesicht der drohenden Gefahr. Ohne uns leichtgläubig zu dünken, sollte uns dies Wunder auch mutiger machen, die Lösung des alten Rätsels aufs neue zu versuchen. Alle Großstaaten haben ja Nationalitätenfragen, kein Staat ist im vollen Sinne Nationalstaat.

Nationalität liegt wie das Staatsempfinden im Bewußtsein. Jellinek deutet den Begriff der Nation als eine Vielheit von Menschen, die durch eine Vielheit gemeinsamer, eigentümlicher Kulturelemente und eine gemeinsame geschichtliche Vergangenheit sich geeinigt und dadurch von anderen geschieden weiß. Wenn wir die Geschichte befragen, so finden wir, daß die Kultur der Tschechen und die der Deutschen auf dem Boden Böhmens sich durchaus nicht so wesensfremd gegenüberstehen und es gibt genug der gemeinsamen Erlebnisse bis in den jetzigen Krieg hinein, daß eine Verständigung leichter möglich erscheint als wohl viele Schwarzseher glauben.

Wir haben in Deutschen die Redensart: „Das sind mir böhmische Dörfer“, und wir wollen damit sagen, etwas sei uns unverständlich. Das Wort, das seinen Ursprung in dem für deutsche Ohren und deutsche Zungen schwer zu fassenden Klange der böhmischen Ortsnamen hat, ist charakteristisch für unsere Stellung zu Böhmen überhaupt. Wir kennen die Böhmen, will sagen die Tschechen, im allgemeinen nur aus Karrikaturen der Witzblätter, wir hören von ihnen nur bei Gelegenheit von Pöbelausschreitungen und Kammerreden nationaler Heißsporne. Nicht viel besser steht es mit unserer Kenntnis der Deutschböhmern.

Man hat von einer Tragik der böhmischen Geschichte gesprochen. Sie liegt in dem Verlust der staatlichen Selbständigkeit des Landes. Den Verlust konnten die Deutschen leicht verschmerzen, weil mit ihm auch eine Germanisierung und die Befreiung von einem unerträglichen Druck verbunden war. Den Tschechen aber steht der selbständige Staat der Luxemburger leuchtend vor Augen und noch alljährlich am 8. November pilgert die Jugend Prags über den Grabstein zum weißen Berg, um sich in der Erinnerung an die mit romantischem Schimmer umgossene Herrlichkeit zu begeistern. Wohl ist es mehr Legende als Geschichte, woran man sich da erbaut, aber gerade diese Legende vereint immer aufs neue das demokratische Tschechentum mit dem tschechischen Adel.

Auch unsere Auffassung der geschichtlichen Vorgänge leidet oft an Irrtümern. Gewöhnlich beurteilen wir alle slawischen Fragen unter dem Gesichtswinkel des Panflawismus. So tief ist uns diese Idee, die sich, wie wir sehen werden,

erst im neunzehnten Jahrhundert entwickelt hat, eingegangen. Um zu einem richtigen Verständnis der böhmischen Dinge zu gelangen, müssen wir aber davon ausgehen, daß von Anfang an die böhmische Geschichte ein Teil der deutschen Reichsgeschichte, und zwar ein integrierender Teil gewesen ist.

Böhmen bietet scheinbar alle Voraussetzungen zur Entwicklung einer eigenartigen, in sich abgeschlossenen nationalen Kultur. Auf drei Seiten ist das Land von hohen Gebirgszügen umschlossen, auch nach Südosten gegen Mähren durch eine wasserscheidende Bodenschwelle abgegrenzt. Und doch hat es selbst in einer Zeit primitiver Volkswirtschaft niemals einen selbständigen, in sich ruhenden Organismus bilden können. Schon durch einen physischen Grund ist Böhmen in den Bereich der westlichen Kultur einbezogen worden. Es fehlte dem mit den mannigfaltigsten Bodenschätzen gesegneten Lande völlig das Salz. Die Salzlager Galiziens sind erst verhältnismäßig spät aufgefunden und noch viel später, nur durch Zuziehung deutscher Bergleute ertragreich ausgebeutet worden.

Ausschlaggebend war natürlich nicht dieses physische und wirtschaftliche Verhältnis, sondern der dynastische Anschluß an das Reich. Als die Tschechen nach vielen Wirren zur Einheit unter einer herzoglichen Gewalt gelangt waren, befanden sie sich bereits in der Machtsphäre des von Karl dem Großen geschaffenen deutschen Kaiserreichs. Die Anlehnung an das Reich legte keine schwereren Verpflichtungen auf und gab andererseits Sicherheit gegen Widerwärtigkeiten im Inneren und Bedrohungen von außen, von Ungarn, Mähren und Polen. Die Zugehörigkeit zu Polen unter Boleslaw dem Kühnen im zehnten Jahrhundert blieb eine kurze Episode. Die kirchliche Entwicklung besiegelte die Einbeziehung Böhmens in den germano-romanischen Kulturkreis. Der Versuch, dem slawischen Osten eine eigene Liturgie zu schaffen, scheiterte. Das Bistum Prag war dem Erzbischof von Mainz unterstellt, lag also im Bereich der deutschen Kirchenpolitik, während die Gründung des Erzbistums Gnesen die innere Festigung des Polenreichs förderte. Schon die Christianisierung Böhmens war eine Tat des Gesamtdeutstums: vom Niederrhein, vom Bodensee und von der Donau kamen die Mönche, die hier ihre Klöster gründeten. Und sie wußten nicht nur im Brevier, sondern auch in der Landwirtschaft Bescheid. Doch die Kulturarbeit der mittelalterlichen Kirche ist im Grunde universal, nicht national. Die Herzöge aber trieben Reichspolitik. Schon 1024 ist Böhmen an der deutschen Königswahl beteiligt und so bleibt es in der Folge. Im dreizehnten Jahrhundert ist der Přemyslidenkönig — der Tscheche — nahe daran, selbst König des deutschen Reiches zu werden.

Von früher Zeit her war nationales Selbstbewußtsein bei den tschechischen Böhmen vorhanden, aber sie fand ihre Nahrung nicht in dem Widerspruch gegen die deutsche Reichspolitik.

Die Tschechen haben das Land nie in seiner ganzen Ausdehnung bestedt. Nur die Ebenen waren von ihnen besetzt worden, als sie im 5. und 6. Jahr-

hundert nach dem Abzuge der germanischen Markomannen eingewandert waren. Hier konnten sie mit ihren einfachen Ackergeräten bequem den Boden brechen und Frucht gewinnen, die Urwälder und Randgebirge lockten sie nicht. Erst die Deutschen drangen in die Schrecknisse der Waldeinsamkeit ein, rodeten sie aus grüner Wurzel und schufen sie um zu weitgedehnten Dörfern, Aekern und Wiefengebreiten. Schon durch dieses Kulturwerk hat sich der Deutsche ein ebenso gutes Anrecht auf den Boden erworben wie sein tschechischer Landsmann. Er kann sich aber noch auf einen anderen Rechtsgrund berufen. Der deutsche Bauer kam nicht als unbefugter Eindringling, wie es so gern von Tschechen und Polen immer und immer wieder betont wird, sondern er wurde gerufen und eingeladen unter vielen Zusicherungen von Freiheiten. Im elften Jahrhundert schon beginnend, hat dies Einströmen deutscher Siedler bis ins vierzehnte Jahrhundert angehalten. Die Klöster, die adligen Herren und das Herzogshaus der Přemysliden selbst sind an diesem großen Siedlungswerk beteiligt.

Mit dem deutschen Bauern kam der deutsche Bergmann. Böhmen wurde im Mittelalter überschwenglich gepriesen wegen seines Reichtums an edlen Metallen; ergiebiger erwiesen sich die Kupfer- und Zinnlager, — das böhmische Zinn tat bald nach seiner Erschließung dem englischen großen Abbruch. Erst den deutschen Werkleuten und Knappen, die von den weitblickenden Přemysliden ins Land gerufen wurden, war eine ertragreiche Förderung zu danken.

Die Krönung des deutschen Kulturwerkes aber bildet das Städtewesen. Vor dem Beginn der Kolonisation hatten eigentlich städtische Siedlungen überhaupt nicht bestanden. Die Gründung Prags als Stadt durch Libussa gehört ins Bereich der Sage. Auch Prag ist aus einer deutschen Kaufmannsiedlung entstanden. Von den Städten aus hat dann der deutsche Geist das politische und soziale Leben der Tschechen von Grund aus umgestaltet. Eine so tiefgehende Wirkung aber war nur möglich durch den korporativen Zusammenschluß der Deutschen, den exklustiven Geist, der im Mittelalter auf allen Gebieten die Betätigung der Menschen charakterisiert. Darüber hinaus fand die deutsche Kultur ein Bollwerk in der stark stammgleichen Bauernschaft, die in innigem Zusammenhang mit dem Boden und im Zusammenschluß mit Stammesgenossen die heimische Art wahrte und vererbte. Dieser gegenseitigen Befruchtung von Stadt und Land hat es die Bevölkerung der Randgebiete Böhmens mehr als irgendeinem Freibrief, mehr als Geld oder Gewalt zu danken, daß sie sich durch alle Stürme hindurch körperlich und geistig ihre tüchtige Art erhalten hat.

Im elften Jahrhundert hat Herzog Bratislaw bereits den Grundsatz anerkannt, daß die Deutschen und Tschechen nach Gesetz und Gewohnheitsrecht voneinander getrennt sein sollten. Der Deutsche, den man gerufen, verlangte in stolzem Selbstgefühl nach eigenem Rechte zu leben, nicht in den Banden der Halb- und Unfreiheit, die das Leben der Tschechen einengten. Deutsch

waren die Weistümer der Dörfer, aus deutscher Wurzel sproß das böhmische Bergrecht, deutsch, meist dem Recht Magdeburgs, dann dem deutschen Rechte Prags oder Nürnbergs nachgebildet, war das Recht der Städte. Die Könige waren eifrige Förderer und Schützer der Kolonisation. Es ist ein Irrtum der landläufigen Geschichtsdarstellung Ottokar den Zweiten wegen seiner Gegnerschaft zu Rudolf von Habsburg, als Feind der Deutschen hinzustellen: unter diesem glänzendsten Herrscher aus dem Hause der Přemysliden wurde auch der Hof in Sprache und Art deutsch. Karl der Vierte, Böhmens Vater hat im nächsten Jahrhundert, 1348 Prag zum Sitz der ersten Universität im Reiche gemacht; Böhmen schien berufen, geistig und politisch die Führung im Reiche und damit gewissermaßen in Mitteleuropa zu übernehmen. Daß es dazu nicht kam, lag an der vollständigen Unfähigkeit der Nachfolger. Sie waren nicht nur außerstande, Karls europäische Machtstellung zu behaupten, sondern sie waren auch den schweren inneren Erschütterungen des Reichs gegenüber ratlos.

Schon Karl der Vierte hatte schwere Widerstände bei den Tschechen zu überwinden. Man kann geradezu den verwunderlichen Satz aufstellen: mit dem Niedergang des nationalen Tschechen-Königtums der Přemysliden begann sich die Lage der Deutschen schwieriger zu gestalten. Der Grund dieser Schwierigkeiten kann also nicht allein in der nationalen Frage zu suchen sein. Der nationale Gegensatz war, wie wir schon sahen, zugleich ein rechtlicher und wirtschaftlicher. Wenn die böhmischen Könige und besonders Ottokar einen Strom deutscher Siedler ins Land leiteten, so taten sie es aus einem doppelten Grunde. Die Deutschen waren Kulturbringer, sie schufen Städte, sie erschlossen erst den natürlichen Reichtum des Landes. Daneben aber bildeten sie eine politische Macht, die der König in seine Rechnung einstellen konnte. Wir dürfen die Begriffe städtischen Rechts und städtischer Freiheit nicht ohne weiteres auf Böhmen übertragen. Die böhmischen Städte sind nicht in derselben Weise, wie so oft im Reich, Staaten im Staate gewesen, sie besaßen nicht die ganze Summe der Selbstverwaltungsrechte. In der Verwaltung wie in der Rechtspflege war der Einspruch des Königs oder seines Unterkämmerers von Bedeutung. So gewann der Herrscher ein Gegengewicht gegen die mächtigen Adelsgeschlechter des Landes. Aber endlich blieb der Herrenstand doch in dem Kampfe Sieger. Er widersetzte sich schon mit Erfolg dem Versuche Ottokars, die sächsischen und fränkischen Stadtrechte Böhmens einheitlich zu codifizieren, er brachte dann im Verlaufe des vierzehnten Jahrhunderts viele Städte ganz in seinen Besitz, sodaß das Ausmaß ihrer Rechte nun von seinem guten Willen abhing. Der Versuch Karls des Vierten, die königliche Macht durch die Umbildung Böhmens zu einem Beamtenstaat und die Einführung römischer Rechtsnormen zu stärken, mißlang vollkommen.

Diese große politisch-wirtschaftliche Auseinandersetzung zwischen den Ständen, welche die Geschichte aller mitteleuropäischen Staaten vom vierzehnten bis zum siebzehnten Jahrhundert durchzieht, erhielt hier in Böhmen ihre besondere

Färbung durch den nationalen Gegensatz. Es war nur natürlich, daß der Kampf des Adels gegen die Vorrechte der Städte bei diesem merkwürdig früh nationalbewußten Stamm leicht zu einem Kampf des Tschechentums gegen das Deutschtum gestempelt werden konnte. Dem Hochadel war es mehr um die politische Führung zu tun, dem Kleinadel, dessen Nahrungsspielraum mit der zum Siege gelangenden Geldwirtschaft schon bedenklich geschmälert war, handelte es sich häufig um einen Daseinskampf.

Daß aber das Tschechentum zunächst so vollständig triumphieren und auf lange Zeit das Deutschtum tyrannisieren konnte, ist eine unmittelbare Folge des Auftretens von Johannes Hus. Palacky, der amtlich bestellte tschechische Historiker, hat mit gutem Grunde gesagt: Ohne den Hussitismus wäre Böhmen ein deutsches Land geworden wie Österreich und Schlesien. Wir bewundern den heroischen Bekennermut Husens, der gerade vor einem halben Jahrtausend auch in den Flammen des Scheiterhaufens sich bewährte. Aber als Deutsche können und sollen wir auch nicht vergessen, daß Hus sich nicht nur als kirchlicher Reformator, sondern als Tscheche gefühlt hat, daß sein Reformwerk unlöslich mit der Volksbewegung verknüpft war, und daß er seine nationalen Ziele mit Fanatismus verfolgte. Die Hussitenkriege erst haben das Tschechentum national geeint und gefestigt. Ströme deutschen Blutes sind geflossen, unter den anarchischen Zuständen und dem folgenden zügellosen Adelsregiment wurden dann die Reste des Deutschtums planmäßig verfolgt und entrechtet. Die Kodifizierung des sogenannten böhmischen Rechts unter König Wladislaw im Jahre 1500 schien die deutsche Demütigung zu besiegeln.

An diesem Zustande änderte auch nichts der Übergang Böhmens an das Haus Habsburg im Jahre 1526. Die Tschechen widersetzen sich erfolgreich allen, mehr oder weniger konsequent gemachten Versuchen, ihr Land mit dem Gesamtstaat zu vereinigen. Erst der dreißigjährige Krieg brachte einen Umschwung.

Wir stehen gewöhnlich und begreiflicherweise vom norddeutsch-protestantischen Standpunkt aus mit unseren Sympathien ganz auf Seite der Böhmen, auch wenn wir die Energie anerkennen, mit der die Kaiser die ihnen bedeutend überlegene Macht der Wenzelskrone zu überwältigen verstanden. In der landläufigen Geschichtsdarstellung kommt dabei wenig zur Geltung, daß die Niederwerfung Böhmens zugleich die Niederwerfung der tschechischen Adelsoligarchie bedeutete, und die erneuerten Landesordnungen für Böhmen und Mähren die zwischen den einzelnen Habsburgischen Ländergruppen bestehenden Rechtsverschiedenheiten auszugleichen begannen. Damit soll natürlich nicht geleugnet werden, daß die Schrecken der Gegenreformation das Land vieler seiner fähigsten Männer beraubte und daß die grauenvollen Verheerungen der dreißig Kriegsjahre Böhmen an den Rand des Verderbens brachten; die Bevölkerung ging auf ein Viertel zurück.

Politisch aber bleibt für die Folgezeit die Hauptsache, daß der Sieg der Gegenreformation die Niederlage der ständischen Libertät bedeutete, und sich

auf dem also zubereiteten Boden der landesfürstliche Absolutismus im Sinne einer österreichischen Gesamtstaatsidee etablieren und entfalten konnte. Die Durchsetzung eines landesfürstlichen Absolutismus mit straffer Zentralisation und Zurückdrängung landschaftlicher Besonderheiten und landständischer Vorrechte ist in Österreich nicht in dem Umfange möglich gewesen, wie in den anderen europäischen Staaten, in Preußen, — um an das uns geläufigste zu erinnern — haben dies die Hohenzollern vom Großen Kurfürsten bis zu Friedrich dem Großen geleistet. Die Gründe hierfür sind mannigfach, sie aufzuführen würde den Rahmen dieses Überblicks überschreiten, nur sei gesagt, daß sie zum großen Teil in dem wirren Gange der äußeren Politik, durchaus aber nicht in starken nationalen Widerständen zu suchen sind. Gemacht worden sind Verschmelzungsversuche oft, es ist aber das Verhängnis Österreichs, daß in der Zeit, als sie energisch und mit zielbewußter Konsequenz betrieben wurden, unter der großen Maria Theresia und besonders ihrem Sohne Josef, der historische Augenblick bereits endgültig verpaßt war. Man nennt diese Periode der inneren Geschichte Österreichs mit einer gewissen Ironie den Josefismus, man belächelt die atemlose Hast der kaiserlichen Verordnungen. Das ist nur bis zu einem gewissen Grade berechtigt. Das Ziel Josefs, wie er es in einem Brief an seinen Bruder Leopold aufstellt, war: „Die ganze Monarchie wird nur eine, auf die gleiche Weise gelenkte Masse bilden.“ Dieses Ziel, wie es in Frankreich Ludwigs des Vierzehnten und in Preußen verwirklicht war, hätte sich vielleicht von einem härteren Charakter damals auch in Österreich noch verwirklichen lassen. Der Intellektualismus und Rationalismus, in dem auch die Gedankengänge des aufgeklärten Absolutismus wurzeln und verlaufen, beherrschte Österreich noch weit länger als den Westen und Norden. Und gerade in Böhmen stießen Josefs Verwaltungsneuerungen auf wenig Widerstand, da für die höheren Stellen eine tschechische Intelligenz fehlte und der Adel nicht mehr tschechisch sprach und mehr eigennützig als tschechisch fühlte. Aber der humane Geist des Aufklärungszeitalters, „die Konservierung der Eingeborenen“, wie man sich wohl ausdrückte, die Pflege der Volkssprache, die Toleranz in Religionsfachen, weckte gerade in Böhmen die Kräfte, die sich gegen die Zentralisierung aufbäumen sollten. Der alte Hussitengeist wurde in Böhmen wach und unterstützte die privilegiengierige Opposition des Adels. Dazu kam der frühe Tod des tüchtigen Kaisers Leopold. Der Schwächling Franz der Erste, unter dem Österreich die schweren Erschütterungen der napoleonischen Zeit durchzumachen hatte, hielt an den Verwaltungsgrundsätzen der josefinisch-leopoldinischen Zeit zwar fest, war aber ganz unfähig zu freiem Denken und damit zu der gewiß schweren weiteren Ausbildung der Verfassung in konstitutionellem Sinne. Es ist unberechtigt, die Schuld an der damaligen Versumpfung Metternich zuzuschreiben, der kluge Staatskanzler, dessen Virtuosität nur die äußeren Angelegenheiten oblagen, hat vergeblich gewarnt, die Schuld liegt ganz auf Franz, den das österreichische Nationallied „unsern guten Kaiser Franz“ nennt.

Auf dem Wiener Kongreß feierte die alte rationalistische Staatskunst ihre letzten Triumphe, aber man war schon mitten drin im Zeitalter der Romantik, dessen starker Voluntarismus die Massen in Bewegung setzte und dessen nationale Forderungen die politischen Gebilde Mitteleuropas so eigenartig zersehen und umgestalten sollten.

Auch das tschechische Volkstum erlebte im Zeitalter der Romantik seine Wiedergeburt. Es liegt eine gewisse Ironie darin, daß diese Renaissance aus deutschem Geiste stammt, zum mindesten auf das nachhaltigste von ihm beeinflusst wurde. Es ist der Geist Herders. Ein durch die Erfahrungen des napoleonischen Zeitalters bereichertes, energischer gestimmtes Geschlecht begrüßte den mannhaften Propheten als den seinen. Die Tschechen wurden zu dem großen Apostel des Humanitätsideals in ihrem gleichgestimmten frommen Eifer böhmisch-protestantischen Gemeinschaftsgeistes geführt und sie fanden bei ihm mit freudigem Stolz warme Sympathien für die Slawen. In den Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit werden die Slawen den Deutschen gegenübergestellt: friedliche Arkadier, die ein fröhliches musikalisches Leben führten, mildtätig und gastfrei — hart haben sich an ihnen „die Nationen vom deutschen Stamme versündigt“. Ist dieses Bild mehr auf den damaligen Standpunkt der Wissenschaft oder philosophische Geschichtskonstruktion zurückzuführen? Die Slawen haben keinen Cäsar und keinen Tacitus gehabt, so hat uns die Dichtung und späterhin eine durch geschichtliche Fälschungen unterstützte Pseudowissenschaft eine Idylle vorgezaubert. Natürlich waren die Slawen genau so kriegerisch, genau so fähig zum Bösen wie zum Guten wie die Germanen. Was insbesondere Böhmen anlangt, so wissen wir, daß es Ströme Blutes gekostet hat, ehe die slawischen Stämme dort unter einheitlicher Gewalt zusammengeschweißt wurden. Herder aber prophezeit den Slawen noch eine glückliche Zukunft, in der sie ihre schönen Gegenden vom Adriatischen Meer bis zum Karpathengebirge, vom Don bis zur Mulda als Eigentum nutzen und ihre alten Feste des ruhigen Fleißes und Handels auf ihnen feiern würden. Der fast kindlich harmlose Kosmopolitismus Herders dachte bei diesem Zukunftsbild nicht an plötzliche politische Umwälzungen. Auch wenn in den Humanitätsbriefen schon der Gedanke des Panlawismus und die Vorstellung von der Jugendlichkeit der slawischen Völker im Vergleich zu der angeblichen Überalterung der germanischen Kultur auftaucht, liegen ihm politische Folgerungen ganz fern. Uns politischer Denkenden erscheint das seltsam, noch seltsamer aber muß es uns bei Grillparzer berühren, daß Libussa den Tschechen die Herrschaft prophezeit als den letzten Aufschwung einer matten Welt. Derselbe Grillparzer hat seiner Zeit die warnenden Worte zugerufen: Von der Humanität durch die Nationalität zur Bestialität.

Zweiterlei erschwert uns Deutschen ein Verständnis der Nationalitätenfrage: das Gefühl unserer geistigen und moralischen Überlegenheit oder anders gewandt, die Vorstellung einer relativen oder absoluten Minderwertigkeit der anderen und

im Zusammenhang damit die Erinnerung an so viele maßlose Ausschreitungen, die vor keiner beleidigenden Herausforderung, ja vor Mord und Brand nicht zurückschreckten.

Es wäre aber das Verkehrteste, Forderungen und Herausforderungen gegenüber sich auf das Altenteil zurückzuziehen und allein von der Pflicht der Dankbarkeit zu deklamieren. Gewiß haben die Tschechen von den Deutschen, wie ja im Vorhergehenden ausgeführt wurde, viel gelernt, aber sie haben auch in dem letzten Jahrhundert Leistungen gezeitigt, auf die sie mit Recht stolz sein können. Dafür sei, als auf das Faßbarste auf ihre Leistungen in der Literatur hingewiesen.

Wir übergehen die Zeiten des Mittelalters und das von den Tschechen besonders gepriesene rudolfinische Zeitalter, — es ist zwar bei weitem übertrieben, wenn man in deutschen polemischen Schriften liest, daß die ersten achtzehn Jahrhunderte für die tschechische Literatur tot sind, aber die Bahnen, in denen sie sich in den Zeiten der böhmischen Selbständigkeit bewegte, vor allem kirchliche und humanistische Bahnen, sind immerhin wenig charakteristisch und individuell. Das auch politisch wichtige ist eben, daß die tschechische Literatur eine Schöpfung, und zwar eine bewußte Schöpfung der letzten hundert Jahre ist.

Wenn bei uns die Romantik eine Nationalisierung unserer Literatur hervorrief, hat bei den Tschechen die Versenkung in die Geschichte eine neue Literatur überhaupt erst wieder erweckt. Das Tschechische wurde damals von Gebildeten kaum gesprochen, es war fast zur Sprache der Gasse in der allgemeinen Achtung herabgesunken. Gepflegt wurde es nur bei den Stillen im Lande, die es als die Sprache der alten hussitischen Andachtsbücher verehrten und die nun berufen waren, bei der Neugeburt des Tschechentums eine führende Rolle zu spielen. Einige wenige Männer waren es zuerst, die unter der freudigen Anteilnahme der Deutschen im Lande und draußen, nicht zuletzt Goethes, die Vergangenheit studierten, die Sprache reinigten, eine Grammatik zusammenstellten und damit erst die Vorbedingungen schufen für eine anerkannte, höheren Bedürfnissen genügende Umgang- und Schriftsprache. Glänzende und staunenswert vielseitige Talente hat die tschechische Literatur hervorgebracht. Im Epos und in der Lyrik zeigen sie einen Formenreichtum, der bei dem Fehlen der Tradition besonders erstaunlich wirkt und sich wohl mit der Entwicklung des deutschen Schrifttums im achtzehnten Jahrhundert vergleichen läßt. Zu den Klassikern der Weltliteratur ist Jaroslav Brchlichy zu rechnen. Er sei auch deswegen genannt, weil den Deutschen seine Lyrik in einer überaus formvollendeten Übersetzung zugänglich ist. Übersetzer ist der deutschböhmische Dichter Friedrich Adler. Es erübrigt sich fast zu bemerken, daß alle Dichter mit glühender Liebe an ihrem Volkstum hingen. Damit ist aber durchaus nicht von vornherein der Drang zur Selbständigkeit im Sinne der Loslösung von dem österreichischen Staatengebilde gleichbedeutend. Selbst die Idee des Panlawismus ist ursprünglich unpolitisch. Sie ist von einem Tschechen, von dem Dichter Johann Kollar,

verkündet worden, wesentlich im Anschluß an verwandte Strömungen im damaligen Deutschland. Kollar hat seine Idee auch sofort in einem großen Dichtwerk „Die Tochter der Slava“ verherrlicht und es mutet wie eine Ironie der Geschichte an, daß das Urbild seiner Slawengöttin ein deutsches Pfarrertöchterlein, eine Studentenliebe aus Lobeda bei Jena, gewesen ist. Noch Franz Palacky, der sich seines Tschechentums gewiß voll bewußt war, hat ja, als er von Frankfurt aus eingeladen wurde, an den Vorarbeiten für das deutsche Parlament teilzunehmen, sein Österreichertum in den berühmt gewordenen Worten betont: „Wahrlich, existierte der österreichische Kaiserstaat nicht schon längst, müßte man im Interesse Europas, im Interesse der Humanität selbst sich beeilen, ihn zu schaffen.“ Als Palacky dies schrieb, war die Politisierung der panslawistischen Idee bereits sehr vorgeritten.

Aus dem Rückblickkurs der österreichischen Regierung in der böhmischen Frage und dem wenig erquicklichen Streit der Parlamente seien nur einige Marksteine hervorgehoben. Die erste Periode reicht von 1848 bis 1867, bis zum Erlaß der Dezemberverfassung. Charakteristischer Weise stehen am Anfang und Ende zwei panslawistische Kundgebungen. 1848 tagte auf der Sophieninsel bei Prag der erste Slawenkongreß, der in seiner babylonischen Sprachverwirrung ein burleskes Schauspiel bot und mit seinen phantastisch radikalen Forderungen die Slawen auf einer politisch noch tieferen Stufe zeigte, als sie selbst in der damaligen Zeit üblich war. Im April 1867 gab es eine viel ernsthaftere, wirklich bedenkliche Demonstration: ein Pilgerzug der österreichischen Slawen mit Ausnahme der Polen nach Moskau. Der Tscheche Nieger huldigt den Russen: Es beginnt für euch die Offensive, euch kommt es zu, die Südslawen zu befreien. Prag bereitet die slawische Zukunftsidee vor, und wir, seine hier versammelten Kinder, bringen diese Idee aus Prag nach der Mutterstadt Moskau. Die Dezemberverfassung von 1867 kam den nationalen Strömungen sehr entgegen. Art. 19 des Grundgesetzes über die allgemeinen Rechte der Staatsbürger besagt: „Alle Volksstämme des Staates sind gleichberechtigt und jeder Volksstamm hat sein unverletzliches Recht auf Wahrung und Pflege seiner Nationalität und Sprache. Die Gleichberechtigung aller landesüblichen Sprachen in Schule, Amt und öffentlichem Leben wird vom Staate anerkannt.“

Wie man dies Entgegenkommen in Böhmen auffaßte, mußte Kaiser Franz Josef gleich 1868 erfahren, als er nach Prag zur Einweihung der Elisabethbrücke kam und Plakate jeden Tschechen als Verräter brandmarkten, der sich an dem Empfange beteiligen würde. Es bleibt doch wohl zu bezweifeln, ob die Täuschung des Kaisers so weit ging, daß seine infolgedessen ja berechtigten Worte: „Die Stadt machte einen völlig deutschen Eindruck“, aufrichtig und ernst gemeint waren.

Vorderhand blieb den Deutschen noch die Vorherrschaft im Staat. Es ist die zweite Periode des konstitutionell regierten Österreich, die dadurch genau zu begrenzen ist, die Zeit von 1867 bis 1879. Die Tschechen hielten sich dem

Reichsrat fern, sie trieben, wie man sich ausdrückte, Abstinenz, und demonstrierten dadurch gegen den durch die Dezemberverfassung durchgeführten Dualismus des Reiches, die Loslösung Ungarns aus dem engeren Staatenverband. Die Deutschen aber glaubten, daß ihnen nun gerade in dem also neugestalteten Reich die Leitung unbestritten gehören würde. Sie glaubten darauf Anspruch zu haben „vermöge ihrer Kultur, vermöge ihrer tausendjährigen Geschichte und insbesondere deshalb, weil sie das Reich geschaffen und zusammengehalten hätten“. In diesem Vertrauen waren sie sogar ohne Bedenken für ein Nationalitätengesetz und eine Regelung der Sprachenfrage in sehr entgegenkommendem Sinne zu haben.

Es war auch für die Deutschen Österreichs eine große Zeit, als im Kriege mit Frankreich ein neues Deutsches Reich erstand. Robert Hamerling sandte damals einen begeisterten Gruß über die Grenze:

Wir sagen, frei die Stirn von Schamerröten,
Deutsch-Österreich war mitten unter euch.

Die tschechischen Politiker aber hatten aus ihrer antideutschen, besser anti-preußischen Gesinnung keinen Hehl gemacht und waren selbst in enge Beziehungen zu dem französischen Botschafter in Wien, dem Herzog von Gramont, getreten. Sie hofften, daß eine Niederlage der deutschen Waffen ihre Stellung verbessern würde.

Trotz ihrer Abstinenz zogen gerade die Tschechen in dieser Periode aus dem Einleben in den Verfassungsstaat die größten Vorteile. Je weniger sie sich um die staatliche, besonders um die Zentralverwaltung bekümmerten, desto mehr pflegten sie die Selbstverwaltung, die in Österreich in der freisinnigsten Weise ausgestaltet ist. In dieser mit nationalem Geiste erfüllten Selbstverwaltung, der sich die Tschechen mit ihrem ganzen Können, mit Fleiß und Begeisterung widmeten, hatten sie dann auch die Vorschule für ihre Betätigung in den Parlamenten.

1879 sind die Tschechen aus ihrer Abstinenz herausgetreten. Es war die große Wende Österreichs. 1876 hatten die Wirren auf dem Balkan begonnen, die zu dem russisch-türkischen Kriege führten. Man bejubelte in Prag den Serbenführer Tschernajew, man bejubelte die Russen, man agitierte für den orthodoxen Glauben und verbrannte das Bild des Papstes. Durch den Berliner Kongreß erhielt Österreich dann das europäische Mandat zur Besetzung von Bosnien und der Herzegowina. Aber nur mit Mühe hat die Regierung hierzu und zu den damit verknüpften Mehraufwendungen die Zustimmung des Reichsrats erhalten können. Da sprangen die Tschechen ein. Als sich jetzt durch ihren Eintritt ins Parlament die Regierung nicht mehr auf die Deutschen in ihren verschiedenen Parteischattierungen allein angewiesen sah, als alle Völker der Monarchie sich auf den Boden der Verfassung stellten und zur Mitarbeit

bereit erklärten, ergab sich sofort eine ganz neue Konstellation. Die Deutschen aber verloren dabei die Führung im Parlament und die Herrschaft im Reiche.

Man kann in diesem Versagen der Deutschen in Fragen der Machtpolitik und in ihrem Verkennen der Orientpolitik im besonderen eine historische Schuld sehen, aber wir werden diese Schuld minder hart beurteilen, wenn wir an uns selbst, unsere eigenen Irrtümer denken. Man kann weiter eine Schuld darin sehen, daß sie auch in der Folge ihren Parteihader fortsetzten, anstatt sich einheitlich zusammenzuschließen, aber auch diese Fehler sind den parlamentarischen Flegeljahren Deutschlands und Österreichs gemeinsam. Die nationale Leidenschaft hat sich stärker erwiesen als alle wirtschaftlichen Entwicklungen und Theorien. Selbst die Sozialdemokratie, die zuerst den Nationalitätenstreit als kapitalistische Macht bezeichnete, hat sich nach kürzester Zeit in nationale Gruppen geschieden. Nur die Deutschen begeisterten sich weiter für das Phantom der Internationale.

Andererseits erwuchsen den Slawen wertvolle Mitläufer in den Feudalen, Großgrundbesitzern und Klerikalen. Die Deutschen, aus ihrer Stellung als Regierungspartei verdrängt, mehr und mehr in eine Verteidigungsstellung hineingedrängt, sind doch bald aus ihrer gedankenlosen Gleichgültigkeit erwacht und haben in nationalen Schutzverbänden, vor allen dem Deutschen Schulverein und dem Böhmerwaldbund die Volksgenossen zu gemeinsamer Arbeit geschart. Man kann es zu ihrem Ruhm sagen, daß die Deutschböhmen in dieser Aufklärungsarbeit sich selbst durch Gleichgültigkeit ebenso wie durch Radikalismus zu einem Standpunkt klarer Erkenntnis ihrer Kräfte und Schwächen durchgerungen haben.

Im Verlaufe des Krieges hat ein Zusammenschluß der deutschen Parteien stattgefunden, fast gleichzeitig mit der Schaffung eines gesamttschechischen Ausschusses. Solche Bildungen können nur begrüßt werden, da sie die Auseinandersetzungen erleichtern.

Manche bedauerliche Vorgänge, die zum Teil trotz strenger Handhabung der Zensur in die große Öffentlichkeit gedrungen sind, stimmen viele Reichsdeutsche wenig zuversichtlich. Dabei spricht die Furcht mit, die Tschechen ersehnten ein Aufgehen in Rußland. Das Geschlecht solcher weltfremden Romantiker, die die russische Knute deutscher Freiheit vorziehen, dürfte durch den Krieg bald aussterben, trotz aller Bemühungen Rußlands bei den Kriegsgefangenen. Selbst ein Russenfreund wie Masaryk gesteht ein, wie wesensfremd ihm das russische Fühlen ist. Woher leitet sich denn aber die oft beobachtete Unzuverlässigkeit der Tschechen her? Einmal natürlich aus der Demagogie, die eine planmäßige Wühlarbeit verrichtete, um das Staatsgefüge zu lockern. Dann aber aus dem starken Einströmen ostslawischer Elemente, das schon eine geraume Zahl von Jahren währt. Verschiebungen im böhmischen Wirtschaftsleben, im besonderen die Bildung tschechischer Industrien, haben einen neuen städtischen und ländlichen Arbeiterstand geschaffen, der sich mehr und mehr aus volksfremden Kreisen ergänzte. Das ostslawische Proletariat ist genau ebenso in

Österreich wie in Reichsdeutschland der größte Feind des bestehenden Staates. Diese ungebildeten, kulturlosen Massen ohne staatlichen Sinn sind die Hilstruppen einer strupellosen Demagogie. Es wird eine ebenso dringende wie schwierige Aufgabe nach dem Kriege sein, sie fernzuhalten und durch eine Förderung der Binnenwanderung zu ersetzen.

Das Problem der Binnenwanderung in dem vielstämmigen Kaiserstaat hat den Gedanken gezeitigt, die Nationalitätenfrage durch die Einführung eines das ganze Reich umfassenden und durchsetzenden Nationalitätenkatalogs zu lösen, sodaß jeder, gleichgültig wo er sich gerade aufhält, Pflichten und Rechte des Staatsbürgers im Sinne seiner Nationalität üben könnte. Ohne auf die Schwierigkeiten einzugehen, die der Ausführung des gewiß geistreichen Gedankens im Wege stehen, muß gesagt werden, daß dadurch die eigentümlichen Schwierigkeiten der böhmischen Frage genau so bestehen bleiben wie vorher. Es handelt sich darum, die nationalen Forderungen zweier verschieden starker Stimmen zu befriedigen, der Tschechen, die etwa 63 Prozent, der Deutschen, die etwa 37 Prozent der Bevölkerung ausmachen. Schon jetzt fällt auf die Deutschen weniger von den Landesausgaben, als ihnen im Verhältnis zukäme, während ihr Anteil an den direkten Staatssteuern die Hälfte der Gesamtsumme merklich überschreitet. Sie bilden also schon jetzt eine majorisierte Minorität. Was in der Gesamtlandesverwaltung im Großen geschieht, vollzieht sich in den einzelnen Bezirken, die eine gemischte Bevölkerung aufweisen, in entsprechender Weise, am rücksichtslosesten vielleicht in der Hauptstadt Prag und ihren Vororten. Noch sind aber die einzelnen Bezirke, abgesehen von Prag und einigen Industriebezirken, national ziemlich einheitlich, nur eine geringe Zahl von den 7400 Gemeinden — noch nicht 300 — weist erhebliche nationale Minderheiten auf. In diesen Gemeinden zunächst muß es nach dem Vorbild des verwandten Mähren zu einem friedlichen Nebeneinander kommen und ihre nationale Vertretung muß gesichert sein. Die völlige administrative Zweiteilung Böhmens, wie sie durch die Schaffung eines national gemischten Landeschul- und Landeskulturats angebahnt wurde, ist schon Jahre hindurch das Ziel weiter Kreise Deutschböhmens gewesen. Der Sinn einer solchen Zweiteilung ist, die Bevorzugung des tschechischen Landesteils bei der Verwendung der staatlichen Einkünfte, zu dem die Deutschen in so hervorragendem Maße beitragen, in Zukunft zu hindern. Außerlich prägt sich das schon in der Bevorzugung der Tschechen bei der Besetzung aller Beamtenstellen aus. Auch hier kann nach dem Kriege eine gründliche Änderung erwartet werden. Daß für jeden Deutschen die Kenntnis beider Landesprachen unbedingt erforderlich ist, für sein wirtschaftliches Fortkommen und den ganzen Verkehr, ist allgemein anerkannt; die Kenntnis oder wenigstens der Gebrauch des Deutschen wurde aber von tschechischer Seite in oft lächerlicher Weise abgelehnt. Auch hier hat der Krieg den Deutschen recht gegeben und ihre Forderungen der deutschen Amtssprache im Verkehr der Behörden, bei der Eisenbahn u. a. dürften jetzt ohne weiteres

durchgehen. Ist es dem Schreiber dieser Zeilen doch selbst geschehen, daß man auf einem Molbadaudampfer einen amtlich vermerkten deutschen Ortsnamen (Königsaal) nicht kennen wollte, daß im Landesmuseum, auf dem Archiv und in einer öffentlichen Bank kein Beamter Deutsch verstehen wollte. Der Krieg wird auch den tschechischen Bauernsohn und Handwerker gelehrt haben, wie groß die Welt und wie töricht eine solche Ablehnung deutschen Wesens ist. Fassen wir zusammen, so sind folgende unschwer zu erfüllende Forderungen der Deutschen zu verzeichnen: Deutsche Amtssprache der landesfürstlichen Behörden, Schaffung nationaler Kreise mit nationalen Kreisvertretungen, Reform der Landtagswahlordnung mit Zugrundelegung nationaler Wahlkreise, Berücksichtigung der Deutschen bei der Besetzung staatlicher Beamtenstellen.

Gewiß ist die Kraft, die in nationaler Arbeit angelegt ist, nicht verloren, sie dient zu einer Vertiefung des Wesens, aber die Kraft, die in nationaler Hezarbeit vergeudet wird, muß für edle Zwecke künftig frei gemacht werden. So grüßt Reichsdeutschland die Deutschböhmern mit herzlichem Heilruf.

